

Ein Pfarrerroman

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So nehmen wir denn Abschied von unserem großen, deutschen *Lyriker*, dessen bestes künstlerisches Teil ihn unvergänglich überdauern wird, anregend und vorbildlich für frohe und freie, mutvolle und stolze deutsche Sangeskunst. Aber wir nehmen auch Abschied von einem hochgesinnten, edlen *Menschen* und wollen es tun mit seinen eigenen tief empfundenen Worten, die er in ein wehmutvolles, schlichtes Sonett gefasst hat, aus dem uns noch einmal seine ganze liebenswürdige und achtunggebietende Dichtergestalt leuchtend entgegengrüßt; so lautet Liliencrons auch für uns beherzigenswerter

ABSCHIED VOM LEBEN

Ins halb schon tote Herz, ins alte, grüßen
 Noch einmal Vogelsang und Sommerranken.
 Wie blau der Himmel; welch ein lustig Schwanken
 Der grünen Blätter, die sich neckend küssen.
 Und nun das herbe Abschiednehmen müssen.
 Vorbei, wie zögernd, gleiten in Gedanken
 Die wenigen Stunden, die ins Herz mir sanken
 Mit reinen Seligkeiten und Genüssen.
 Gönn mir den letzten Trunk aus diesen Schalen,
 Eh' ich hinab muss in die grauen Gründe;
 O gönn ihm mir als letzte meiner Qualen!
 Lebt wohl! Klagt euerm Gott all meine Sünde!
 Ihr kennt die Schmerzen nicht, die in mein Leben
 Sich gruben; sonst — ihr würdet mir vergeben.

ZUG

Dr. A. SCHAER



EIN PFARRERROMAN

Wer den Grünen Heinrich zur Hand nimmt, sieht schon auf der zweiten Seite, dass er das Werk eines Künstlers vor sich hat. Nicht alle Bücher weisen sich über ihren Wert von Anfang an so unzweideutig aus. Doch ist das der Fall mit Eduard Lauterburgs „Himmel auf Erden“, vorigen Sommer erschienen bei Dr. Eduard Lauterburg in Neuenburg. Der Leser wird am Ende der ersten Seite nicht mehr im Zweifel darüber sein, dass hier von Dichtkunst und dichterischem Geiste nicht gesprochen werden kann, — so dürr und ledern fängt es an. Und doch hat das Buch die Form eines Romans und muss danach beurteilt werden. Wie aus Fritz Scherber, dem Berner Theologen, ein Pfarrer wird, und wie er dann von Pfarramt, Theologie und Christentum wieder loskommt, wird in dem Buch erzählt. Der dankbarste Vorwurf für einen Künstler! Nicht Tausende, nein Hunderttausende könnten es erbebend miterleben, wenn ihnen solch ein Lebensgang mit innerer Wahrheit dargelegt würde. Aber wir lernen hier nicht eine Seele mit ihrem von innen herausquellenden Leben kennen, sondern wir sehen einen Verfasser am Schreibtisch, der allerlei Geschichtchen, Erinnerungen und Beobachtungen in Bereitschaft hatte und nun daraus eine Erzählung zusammenkleistert. Er ist bei der Jahresprüfung einer Dorfschule zugegen gewesen, hat einen bäuerlichen Alchymisten kennen gelernt und weiss, wie es im Simmental bei einem Kuhhandel hergeht. Es ist ihm allerlei Pfarrhausklatsch hinterbracht worden. Er hat boshafte Witzchen gesammelt und sich

bissige Bemerkungen über Amtsführung und Privatleben der bernischen Pfarrer, über deren Frauen, Kinder und Dienstboten aufgeschrieben. Und nun sieht man deutlich, wie er sich sagt: hier wird dieses angebracht, dort jenes verwertet, jetzt dieser Auftritt und jetzt jener Hieb, und sobald alles hübsch verwendet ist, hat auch der Roman ein Ende. Wir haben es von Anfang bis zu Ende nicht mit Fritz Scherber zu tun, sondern mit dem Verfasser, der uns auf Schritt und Tritt als Führer folgt, erläuternd, räsonnierend, uns belehrend, dass Fritz Scherber offenbar recht gehabt habe. Den Himmel will er auf Erden gründen und dazu die Bodenbesitzreform als Grundlage der nötigen wirtschaftlichen Umgestaltungen benützen. Sehr schön! In diesem Stück bin ich ganz mit Fritz Scherber einverstanden. Aber *warum* will der junge Pfarrer das Privateigentum an Grund und Boden aufheben? Hat er vielleicht bei seinen Bemühungen um die Armen in einer Stadtgemeinde die Wohnungsnot kennen gelernt und nun den heiligen Entschluss gefasst, dem schändlichen Wucher entgegenzutreten, der da mit Luft, Licht und Gesundheit getrieben wird? Oder hat er auf dem Lande das Elend der Bodenverschuldung und der Güterschlächtere, die Schäden des Bürgerschaftswesens gesehen und daraus seine Schlüsse gezogen? Bewahre! Er ist Bodenreformer, *weil der Verfasser es ist*. Schon als Kandidat hat er den alten Pfründern im Burgerspital (!) Bodenreform gepredigt und diesen schnurrigen Einfall damit gerechtfertigt, „dass auch Jesus, als er einmal von seinem Berufe ergriffen war, sich nicht mehr durch Bitten und Klagen der Angehörigen von seiner Art und Weise, diesen Beruf aufzufassen, abbringen liess.“

Dass die *Tendenz* der Kunst gefährlich ist, wissen wir längst. Hier aber hat die Tendenz die Kunst getötet, und der Roman wird zum unkünstlerischen Pamphlet. Wir glauben es ja dem Pfarrer Scherber gern, wenn er seinen Amtsbrüdern versichert: „ich bin fest davon überzeugt, dass es Pfarrer gibt, die wirklich mit dem, was sie tun und verkünden, einverstanden sind.“ Aber weshalb versichert er das? Niemand hat den Verdacht ausgesprochen, dass Fritz Scherber alle seine Amtsbrüder verachte. Aber unser Held sagt sich offenbar: „ich stehe in einem Roman, in dem die Geistlichen durchweg als Heuchler oder Tröpfe gezeichnet sind, da wird man wohl meinem Schöpfer, dem Herrn Dr. Lauterburg, den Vorwurf der Einseitigkeit machen, und da er einen aufrichtigen, vollwertigen Pfarrer nicht schaffen kann oder will, so muss ich doch in unser beider Namen sagen, dass im Kanton Bern unseres Erachtens auch einige ehrliche Pfarrer vorhanden sind.“ Also: auch hier fehlt die *innere* Begründung.

Und nun die *Darstellungsmittel*! Von welchem feinem Geschmack zeugt die in einem Roman wirklich sehr angebrachte Mitteilung des Verfassers: „Wie mancher Doktor-, Professor-, Direktorzylinder muss Eselsohren verdecken!“ Welche erfreuliche Vollständigkeit in der Aufzählung: *sowohl* Doktor- und Professor-, *als auch* Direktorzylinder. Ebenso geschmackvoll ist die Erwähnung eines Pfarrers, der ein theologisches Werk über Adam und Christus geschrieben hat, worin er die Frage bejaht, „ob der erste Mensch einen Nabel besessen habe, trotzdem er nie mit einer Mutter verbunden gewesen sei.“ Aber der Verfasser bringt auch eigene anatomische Neuigkeiten, nämlich eine Haushälterin, „die im *wirklichen* und im bildlichen Sinne *Haare auf den Zähnen hat*.“ Die kann sich für Geld sehen lassen! Wie viel Verständnis der geistvolle Bodenreformkandidat auch als Pfarrer noch für die Art seiner Zuhörer hat, beweist er in einer eigenartigen Konfirmations-

predigt, worin er vom lieben Gott versichert: „im Gegenteil, *ihn würde es freuen*, wenn von diesen jungen Leuten möglichst viele den Weg der Tugend und des Glückes gingen.“ Ist das nicht ein artiger lieber Gott? Und weiter meint Scherber (auf der Dorfkanzlei!): „Unser Ruhekissen soll nicht sein: *après nous le déluge*, das heißt mag nach unserm Tode kommen, was da will.“

Die durchgehende Anwendung der Gegenwart für die Erzählung ist ein Missgriff und führt zu allerlei stilistischen Schwierigkeiten. Auch sonst ist die Sprache ungeschickt, leblos, papieren. Ein Schüler hat „seine Aufgaben *gewusst*“. Derselbe Schüler ist „*am Osterfest unterwiesen*“ (gemeint ist wohl: konfirmiert, admittiert, eingesegnet) worden. Mit Fürwörtern und dergleichen kleinen Satzgliedern weiss der Verfasser nicht umzugehen. Da hoffen irgendwo die Eltern „ihre Tochter werde auf *deren* Mann einen starken religiösen Einfluss ausüben“. Anderswo geht es hinter Musik und Fahne „bei der *erstern* Klängen“ ins Wirtshaus. Weiterhin schreibt Scherber ein „Schriftchen, dessen Anklagen gegen die Kirche harmloser klingen als manche seither erschienene Strafrede *gegen dieselbe seitens* ihrer noch im Amte stehenden Diener“. Und so reportert es durch das ganze Buch auf Stelzen und an Krücken, in holprigen Sätzen, an deren Ende die aufgesparten Zeitwörter wie unvorsichtig geschobene Güterwagen quiekend aneinanderprallen.

Als Roman undichterisch, weil nicht von innen heraus aufgebaut, sondern aus Beobachtungen und Erinnerungen zusammengesetzt, als Tendenzschrift unfein, weil gehässig und humorlos, als geistige Kundgebung pedantisch, als Stilleistung unschön und schwunglos, das ist der Himmel auf Erden, „welch letzterer seitens des Verfassers desselben“

Doch genug!

EDUARD BLOCHER



ZÜRCHER SCHAUSPIEL

„TANTRIS DER NARR“ VON ERNST HARDT

Große menschliche Motive, die so alt sind, wie die Leidenschaften der Menschheit, ziehen, in welcher Form sie auch auftreten mögen, die Dichter so lange unwiderstehlich an, bis durch ein abschließendes Werk der „schöne Stoff“ zur Ruhe gekommen ist. Manchmal kommen hierdurch auch die Dichter zur Ruhe, besonders die wenigen Einsichtigen.

Für die deutsche Literatur ist der aus piktesischen Überresten stammende Tristanstoff durch Meister Gottfrieds Tristandichtung (samt ihrer vorzüglichen neuhochdeutschen Bearbeitung) *episch* zum Abschluss gekommen. Allein der Mangel an großen tragischen und schönen menschlichen Motiven verleitet, seitdem Richard Wagner den deutschen Sagengrund umgrub, die Bühnenschriftsteller, den weitverzweigten Tristanstoff zu dramatisieren. Es existiert nun aber kaum ein alter wertvoller Stoff, dessen Schönheit derart in den wundervollen epischen Einzelheiten beschlossen liegt, wie die Tristandichtung. Die geradezu verwirrende Vielseitigkeit der Tristansage bietet außerdem einen Reichtum von Versionen, so dass dem dramatischen Bearbeiter ein doppeltes Hindernis im Wege steht.

Wenn sich ein Dramatiker auf den hieratischen Stoff (auf den durch die größte Bekanntheit und Tradition geweihten Teil) beschränkt, so steht